

# Am Rheinfall [Fortsetzung]

Autor(en): **Speck, Georges**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

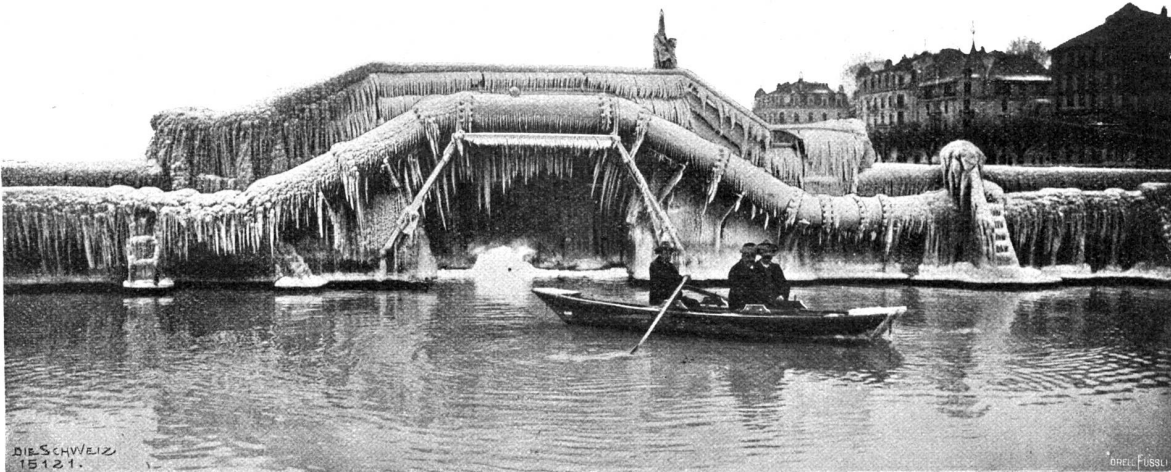
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572097>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Wirkung der „Bise“ in Genf (1./2. Jan.). Brücke am Hafendamm als Eisgrotte.

## Am Rheinfall.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Ein Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert von **Georges Speck**, Schaffhausen.

### II.

Um war alles grün geworden. An dem Tore prangte der Maibaum, den die Burschen und Mädchen eingebracht, nachdem sie ihn feierlich im Walde gesucht. Der Maibaum, der die Kühe milchreich macht und die Heren vertreibt.

Es hatte in der vergangenen Nacht geregnet. Die Bäume, die Äste, die Blätter, die Steine, alles sah farbenfrisch, sah wie frisch gewaschen aus.

Am heitern Dache spielte die helle Sonne.

Die Mauerbuche grünte jung und frisch. Dann und wann kam eine breite, weiche Frühlingswooge. Die Buche zitterte und schwenkte ihre Zweige in Hamanns Kammer. Dann spielten die lichten Schatten an der grauen Mauer und hüpfen Lichtflecken hin und her, bald dunkel, bald rosenrot.

Die Luft war weich und warm. Die Wälder grüntem. Die grünen Wiesen, in denen Ranunkeln und Löwenzahn massenhaft blühten, schienen gelb.

Unten zog der Fluß, ruhig und breit, und trug das Sonnengold.

Mitten drin stand das Schloß Wörth. Jetzt, am Tage, waren alle Schatten gewichen, und das feste Haus stand hell und lichtbegossen inmitten der blaugrünen Wasser.

Zur Seite, in der weiten Bucht des Rheinfallbeckens, fuhren lange Reihen von Lastwagen auf. Sie brachten allerlei Güter, Korn und Salz, die zu Schiff vom Bodensee herabkamen, in Schaffhausen verladen und um den Rheinfall geführt wurden. Unten am Falle lud man sie wieder auf Schiffe, die dann den Strom hinabfuhren, in die Welt hinaus, bis nach Holland.

Die Peitschen knallten. Rosse wieherten. Die Fuhrleute fluchten. Und überall standen die Haufen der Knechte, hebend, ziehend, schleppend.

Dazwischen schritt gewichtig der Klostersvogt von Wörth, der die Waren schätzte, den Zoll erhob. Eine schöne Einnahme für das Kloster Allerheiligen. Der

Zoll für jedes Faß Salz, das rheinab ging, kostete vier Kreuzer, eine Scheibe Salz zwei Pfennige, ein Sack Frucht fünf Pfennige.

Der Strom rauschte eintönig. Die Wellen schlugen mit einem rhythmischen Geräusch, das wie ein tiefes Atmen klang, an die Ufer. Die Schiffe schaufelten, knarrten und rissen an den klirrenden Ketten. Die Gerüstplanken ächzten schmerzlich unter den schweren Lasten. Dann und wann tönte irgendwo ein schriller Ton, dem ein trauriges Seufzen nachschlich. Dann krachten die Gerüste, die Ketten streckten mit einem knarrenden Geclapper ihre eisernen Glieder, und plötzlich fielen die Lasten polternd nieder.

Die Knechte streiften ihre blauen Hemdärmel bis an die Ellbogen zurück. Dann griffen sie nach dem langen Seile und zogen gewichtig an, daß die Sehnen an den braunen Armen aufsprangen und die Adern an den großen, knotigen Händen answollen.

„So — o — oo . . . Ach — tung . . . A — ach — tung . . . Es geh — eh — et!“

Hamann sah dem Treiben durch eine Mauerlücke zu. „So — o — oo . . . A — ach — tung . . . Lo — o — os!“

Ein Schiff stieß ab. Ganz vollbeladen. Es schaukelte erst in dem Becken, fuhr herum und schwamm dann schnell und ruhig rheinab. Unten schoben sich grüne Hügel vor. Der Strom umarmte sanft den vordersten, bog nachgiebig zur Seite und schlang sich ruhig um den zweiten. Das Schiff schwamm mit, bis hinter einer Biegung beide verschwanden.

Hamann seufzte und ging nach dem Hofe, wo Frau Barbara unter der Schloßlinde saß. Die Linde hatte ausgeschlagen und war voll junger Blätter. Wenn der Frühlingsatem durch die Lüfte kam, wogten die zartgrünen Blattwellen und wippen die Äste. Im Wipfel sang ein Star eine traurig-sehnsüchtige Weise. Immer zwei Töne: erst kurz, dann mit matter Steigerung, wie ein

Leufzer sich dehrend. Das Lied machte traurig und die Sonne fröhlich. Und beide zusammen rührten irgendwo im Innern, in der Seele an etwas, von dem man nicht sagen konnte, was es war. Hamann spürte das. Ganz deutlich.

Frau Barbara saß noch immer auf der Bank unter der Linde. Sie hatte ein blaues Kleid, das wie eine Tunika mäßig weit, in sanften Falten bis auf die Füße niederwallte. An den Hüften war es durch einen verknoteten Gürtel geschnürt, dessen Enden weit herabhängten. Das Kleid legte sich unter der Halsgrube an den Hals. Der obere Saum war mit breiter Goldborte eingefasst, aus welcher der weiße, schlanke Hals hervorleuchtete, der noch reiner und weißer schien, da sie sich an den braunen, warmen Stamm der Linde lehnte.

Sie machte Hamann mit einladender Gebärde Platz. Und während er sich neben sie setzte, betrachtete er ihr rosiges, zartes Gesicht, mit dem roten Mund, den weichen Lippen, den getrennten, sanftgeschwungenen Augenbrauen, unter denen die blauen Augen leuchteten. Die goldigblonden, glänzenden Haare waren in der Mitte gescheitelt und fielen in natürlichen Locken auf die Schulter nieder, die kleinen Ohren fast verdeckend.

Als sie so eine Weile schweigend dageessen, legte sie Nadel und Goldfaden sorgfältig in ihre Arbeitstasche.

„So — o,“ sagte sie und sah ihn lächelnd an. „Das Chapel wäre fertig. Nun wollen wir sehen, wie es Euch paßt!“

Sie nahm ein Barett von dunkelblauem Samt, in das sie sieben goldene Arabesken gestickt, und setzte es ihm auf den Kopf.

„Seht, wie es paßt!“

Sie lachte fröhlich, indes er ruhig dastand, während sie die Mütze rückte und mit ihren weichen Händen seine Wangen strich, die schon runder und frischer wurden.

Dann nahm er das Barett vom Kopf, drehte es hin und her.

„Ich danke Euch, Herrin . . . Wie gut Ihr seid! Aber seht, das glänzende, schöne Ding paßt nicht für mich! Bedenkt, Herrin . . . für einen Mönch!“

Sie lachte nicht mehr und sah ihn zaubernd an.

„Warum soll es nicht passen?“ begann sie langsam.

„Ihr seid so gut, so fromm. Kein Mensch ist so sanft, so schwermütig und gut wie Ihr. Achtet Euch nicht alle Welt für einen Heiligen? Und, ja . . . Der Himmel erlaubt Euch gewiß die Mütze zu tragen. Und wenn ich Euch recht bitte: Tragt es mir zum Gefallen! Ihr seid nun einmal hier. Und dann kommt jetzt der Sommer, da scheint die Sonne heiß und könnt Ihr gar nicht ohne Mütze sein!“

Sie nahm das Barett und setzte es ihm wieder auf. Und er wehrte es nicht.

Nachdem sie ihn eine Zeit lang nachdenklich betrachtete hatte, begann sie wieder:

„Wie gefällt es Euch bei uns?“

Er lächelte und sagte: „Wie wollt Ihr fragen, Herrin! Ich sage, gut, weil ich keine Steigerung für das Wort kenne.“

„Ja — a . . .“

Sie schaute ihn immer noch an, und es war, als ob der Schein ihrer Augen noch tiefer und wärmer würde.

„Ja — a. Ihr seid nun schon einen Monat hier. Und Ihr seht auch schon viel besser aus . . .“

„Und ich bin nicht mehr müde, Herrin. Wißt Ihr, so sehr müde. Ich lief gestern den ganzen Berg hinauf, ohne nur einmal anzuhalten . . .“

„Und Ihr hustet nicht mehr. Wir Ihr gehustet habt! Die ganze Nacht. Ich hörte es in meiner Kammer . . .“

Hamann sah vor sich hin. Dann begann er nachdenklich, stockend: „Nein, ich huste nicht mehr . . . Mir ist viel freier . . . Und manchmal ist mir so weit in der Brust, als sei da ein großer Raum . . . Ja, ein großer Raum! Den sollte ich ausfüllen; aber ich weiß nicht mit was . . . Und doch, ja . . . Dann bin ich nicht mehr so fromm. Ich kann mich nicht mehr im Gebet verlieren für lange Zeit. Wenn ich an das Kloster denke, so denke ich nicht an den Bruder Martin, der drei Tage ohne zu essen betet und der himmlische Erscheinungen hat . . . Ich denke dann immer an den großen Garten, hinten am Rhein. Dort müssen nun alle Bäume blühen. Und die Wiese muß grün sein und Blumen haben . . . Seht, Herrin, das macht mir bange . . . Und dann ist da der Strom . . . Versteht, der Fall! Ich weiß nicht, wie das kommt. Aber er erscheint mir bald groß, erhaben, namenlos schön, wenn die Sonne scheint und der Wasserstaub in farbigen Wolken aufsteigt: violett, blau, hellgelb . . . in allen Farben . . . Aber manchmal, in der Nacht, erscheint er mir so gewaltig, erdrückend, furchtbar . . . wie ein Gott . . .“

Er schwieg plötzlich, erschreckt durch das letzte Wort.

Auch Frau Barbara war erschrocken aufgefahren. Sie faßte seine Hand, die heiß war. Und während sie mit ihren Augen, die seltsam verschleiert, seltsam tief waren, in die seinen schaute, die wie im Fieber glühten, begann sie mit einer unnatürlichen, dunkeln Stimme:

„Ihr seid noch krank . . . Seht Ihr, Hamann? Und das vorhin, es war nicht gut . . . Und doch, manchmal, da ist es mir, als habt Ihr eine andere Welt, als habt Ihr etwas, das die andern alle nicht kennen, das man nicht sagt und nicht versteht und das doch da ist . . . Es ist mir dann, als habe auch ich irgendwo in meinem Innern etwas, einen großen Raum, der nicht leer ist, der ganz gefüllt ist mit . . . mit Leben . . . Versteht . . . mit dem wahren Leben!“

Sie schwiegen beide. Dann sagte sie laut: „Ich glaube, daß das alles nicht gut ist, für Euch, für mich . . . ja, für uns alle nicht gut ist . . . Seht, wie die helle Sonne scheint! Und drüben sitzt der gute Rüeger und pußt die Schwerter, die er niemals braucht, und macht Lanzenstiele, die gar nicht nötig sind. Jetzt, wo Ihr gesund seid, beinahe, da habt Ihr ihn auch nicht mehr nötig. Er soll morgen nach den Aekern sehen. Der junge Urfar ist noch zu jung, zu unerfahren . . . Ihr könnt auch wieder eure Bücher haben, jetzt. Aber Ihr müßt mir versprechen, nicht zuviel zu lesen, und . . . Ja — a, nicht so sehr viel denken, immer, wie vorhin!“

Hamann nickte: „Ich glaube selbst, das ist nicht gut.“ Neben der Halle, da, wo die Küche war, entstand ein Lärm: „Ach du, du Dieb!“ Schrie die stämmige Hilta. Ein hölzerner Kübel fuhr polternd nieder. Dann saufte einer der großen Schloßhunde um die Ecke.

„Und?“ lärmte der alte Rüeger. „Ach, du Teufelsbraten, du! Was? Fleisch gestohlen? Daß dich . . .“

Er war ganz in seinem Element, nahm einen Kanzenstiel und warf ihn dem Hunde geschickt zwischen die Beine. Dann faßte er ihn, bevor er wieder aufkommen konnte, am Kragen und bläute ihn mit ebender selben Stange gründlich durch.

„Ei, du Wanze . . . Das soll dir . . . teuer zu stehen kommen!“ schrie er. Die Pausen füllte er mit tüchtigen Schlägen aus. Da half kein Heulen. Und nach der Prozedur blinzelte das große Tier scheu nach seinem Meister, kniff den Schwanz ein und suchte eine ruhige Stelle hinter der Mauer auf.

Indessen war die stämmige Hiltta herbeigekommen. Sie war ganz Kraft, ganz Gesundheit. Die aufgekrempeelten Ärmel zeigten die drallen Arme und der geschürzte Rock die runden Säulen ihrer Beine.

Sie sah scheu nach der Herrin hinüber, die mit Hamann dem Ereignis zusah, das bei dem hellen Sonnenschein, der warmen Luft mehr possierlich wie fürchterlich aussah. Dann nahm sie das Fleisch, das der Hund in seinem Schrecken über das hereinbrechende Gericht und in der darauffolgenden Not vergessen hatte, besah es von allen Seiten, lachte und trug es triumphierend in die Küche zurück.

So war wieder alles still.

„Ja,“ begann Frau Barbara, „die Bücher sollt Ihr wieder haben. Da war eines — ich habe sie angesehen — mit gelber Lederdecke und roten Spickeln. Das konnte ich nicht lesen. Ich glaube, daß es griechisch war. Aber vorn stand etwas geschrieben, lateinisch. Ich denke, es war von Euch. Nun bin ich bei den frommen Schwestern von Saint Agnes erzogen worden, müßt Ihr wissen. Da habe ich auch ein wenig lateinisch gelernt. Und ich habe mir die Sätze — zwei sind es — so überetzt: ‚Die Tugend ist das Höchste! Das Universum ist Gott!‘ War das richtig?“

„Ja,“ sagte Hamann verlegen.

„Und wollt Ihr mir sagen, was das bedeuten soll?“

„Wenn Ihr es wollt, ja. Aber es ist vielleicht nicht gut. Wißt Ihr, wie vorhin. Doch hier in der hellen Sonne, neben Euch, bin ich sicher. Ich werde ganz ruhig bleiben. Aber die Sache wird Euch bald langweilig sein; dann mögt Ihr es sagen . . . Mich hat das manchen Kampf gekostet. Und es hat mich so krank gemacht, daß ich jetzt hier bin . . . Die Sache, Herrin, ist so: In jedem Menschen liegt eine Kraft, eine Fähigkeit oder so . . . Diese wird durch Umstände vielleicht geweckt, hervorgezogen, verwertet. Vielleicht, ja meistens, auch nicht. Das ist gut . . . Wenn ich nun eine solche Kraft hatte, die nach außen strebte, nach einem Ausdruck rang, wenn sie durch Bücher aller Art geweckt, durch Denken gefördert wurde, so sind jene zwei Sätze das, was

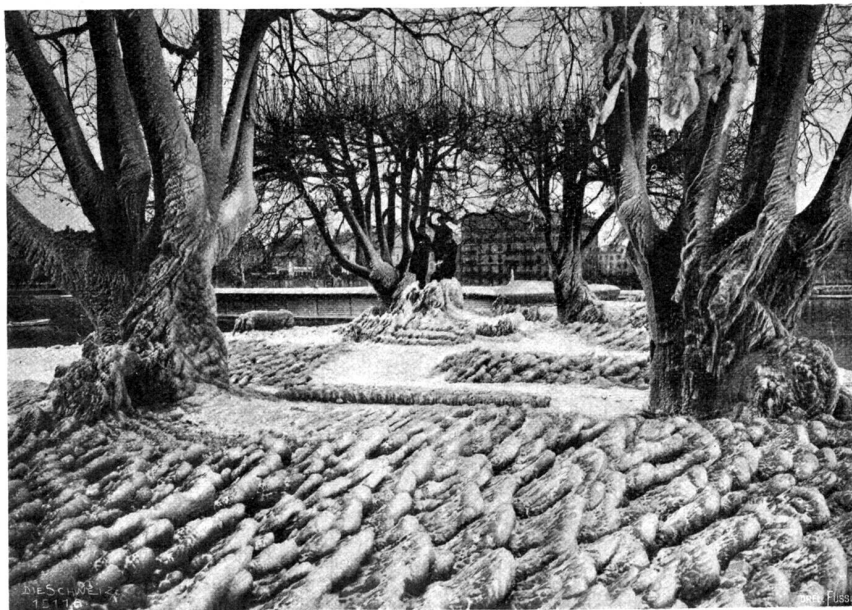
die Griechen Metaphysik nennen: ein Fundament, auf das man die Erkenntnisse seiner Seele, seines Geistes wie einen kunstvollen Bau aufstellt . . . Wenn sie es nicht sind, waren es Seifenblasen . . . Schlaft Ihr schon?“

„Nein, ich höre.“ — Sie saß sinnend da, die Hände verschlungen, und auf ihrer weißen Stirn stand eine schwache Falte. „Nein, ich höre. Seht, das ist es eben . . . Das ist der leere Raum, und wenn Ihr so traurig seid oder so gut, wenn Ihr so denkt oder spricht wie jetzt, beginnt sich der Raum zu füllen. Aber ich weiß nicht mit was . . . Das ist sonderbar . . . Sagt, was ist das: ‚Tugend ist das Höchste?‘“

„Das ist . . . Doch sagt dies niemandem! Auch nicht meinem Vater, dem Abt. Er würde traurig sein. Und so . . . Ich glaube, es ist gar nicht gut, daß ich das alles sage. Aber zu Euch . . . Ich weiß nicht . . . Da kann ich es sagen. Ich fühle es. Und dann, glaube ich, daß ich mich auch nicht mehr fürchte, wenn in der Nacht der Fall donnert und der Strom rauscht . . . immer . . . immer . . . Daß ich mich nicht mehr fürchte vor dem Denken . . . vor mir selbst!“

Er begann, während sie still mit gefalteten Händen in ihren Schoß schaute, mit leiser Stimme, die nach und nach dunkler wurde und wie irgend ein fremdes Lied mit gedämpften Tönen klang:

„Tugend ist das Gute, das der Mensch mit ehrlichem Herzen und Willen tut. Wenn man alles, was man als Böses begreift oder empfindet, standhaft verachtet. Wenn man strebt, alles Böse zu meiden und ganz Gott ähnlich zu werden in der Liebe zum Guten. Aber man soll auch alles Gute, das uns begegnet — oft in einem häßlichen Mantel — das soll man zu begreifen suchen, die Blößen des bösen Mantels mit christlicher Liebe, versteht . . . mit Liebe, viel Liebe zudecken, das Gute hervorziehen und fördern . . . Das ist der Weg — und nur der völlig Reine, der Keusche wird ihn gehen können — der Weg, der in ein weltfernes, reiches Land führt, wo immer eine weiße, große, milde



Wirkung der „Bife“ in Genf (1./2. Jan.). Die vergletscherten Anlagen („Jardin anglais“).



Sonne scheint. Wo stille, tiefe Wasser sind . . . ruhig, heilig. Wo seltsame Blumen einen sanften, angenehmen Duft ausströmen, der uns in Schlaf versenkt, wenn die dunkle Nacht kommt. Das Land ist dort immer grün und weit, unendlich weit. Es ist kein Lärm. Es ist alles still. Aber nicht tot. So wie die Sonne still ist und doch scheint und alles belebt und verklärt. Der Abend ist dort braun, mit Gold. Und wenn er kommt, dann weitet sich das Land . . . so weit . . . Der Himmel hat keine Sterne und ist immer ein samtenes Dunkel, das uns umfängt, wie weiche Arme. Dann singt es irgendwo aus den stillen, tiefen Wassern, oder aus den Blumen. Eine leise Melodie. Traurig, ohne zu klagen; heiter, ohne lustig zu sein . . . Ach ja, man kennt dort keine Tränen, keinen Kummer! Die Leidenschaft schweigt. Man ist nicht krank und wird nicht müde. Man ist ganz glücklich, ganz still, mit einem schweigenden Lächeln . . . Und man ist rein . . . ganz rein . . ."

Er schwieg und sah träumend vor sich hin.

Frau Barbara tat einen tiefen Atemzug, der wie ein Seufzer klang.

"Ja — a," sagte sie, ohne aufzusehen. "Ja — a, das ist es!"

Nach einer Weile bat sie leise: "Nun sagt das andere!"

"Das andere . . . Das kann ich eigentlich gar nicht sagen, weil ich es selber nicht weiß . . ."

Er sah nachdenklich aus, und seine Augen, die seltsam glühten, schienen etwas zu suchen, das irgendwo in der Ferne, nebelhaft, dunkel und groß erstand.

"Das Universum ist Gott . . . Als ich noch ein Kind war, sah ich ein Bildnis Gottes. Es war ein Auge, das ein großes Dreieck bildete . . . Ein großes Auge . . . Es sah mich überall an. Ich mochte vorn, hinten oder auf der Seite stehen, es sah mich immer an, groß und streng. Ja, das ist Gott, dachte ich. Und ich hatte Angst vor dem Auge, das mir überall folgte, überallhin, Tag und Nacht. Wenn ich etwas Böses, etwas kindisch Böses tun wollte, dann sah ich plötzlich das fürchterliche Auge. Ich schlich scheu davon, weinte und betete . . . Dann, im Kloster war eine finstere Ecke, hinten am Kreuzgang. Unten war ein vergessenes Grab, und in einer Nische, einer finstern Nische, funkelte etwas, bald stark, bald schwach, aber immer fürchterlich. Es hatte es niemand gesehen, und ich sagte es niemand. Aber wenn ich bange war, wenn ich glaubte, gesündigt

zu haben oder so, dann fiel ich vor jener Ecke auf die Knie und betete. Einmal traf mich da der alte Bruder Pankratius, der Gärtner. Er hatte mich sehr lieb, hob mich auf die Bäume im großen Obstgarten und gab mir immer die ersten Äpfel. Ich traute ihm, weil er gut war und sehr stark. Als er mich fragte, sagte ich ihm alles. Er fluchte — er tat es manchmal ein bißchen — dann reckte er seine starken, haarigen Arme, ging auf meinen Gott zu und schlug mit der Faust in die Nische. Das Auge erlosch, und es fiel etwas zur Erde. Er hob es auf und brachte es zu mir heraus ans Licht. Da war es ein faules Stück Holz. „Das ist dein Gott!“ sagte er wild. Und als er sah, daß ich zitterte, da nahm er mich auf seine starken Arme und trug mich nach dem großen Obstgarten. Dort setzte er mich in eine Wiese, mitten in die Blumen hinein. Er lachte sonderbar, streichelte meine Haare und sagte: „Da such’ deinen Gott!“ Dann ging er fort . . . Von diesem Tage weg verfolgte mich das Auge nicht mehr. Ich mußte mir einen neuen Gott suchen. Ich suchte ihn nach dem Räte des Bruder Pankratius oft im Garten. Es war mir ganz wohl dabei. Nur schlief ich, wenn es so sehr warm war, oft ein . . . Später erfuhr ich, daß Gott besonders in der Kirche wohnt. Ich lernte auch die Mystereien der Kirche kennen und verlor so bald meine Torheiten. Nun betete ich wie die andern in der Kirche . . . Auch Gott hatte ich nun gefunden. Er erschien mir als ein großer, bärtiger Mann, ähnlich wie der alte Pankratius, nur schöner.

Auch war er immer freundlich und lächelte immer ernst. Und dann war er gut, unsäglich gut, und ich liebte ihn sehr . . . sehr . . . Ich hatte nur eine Sehnsucht: einmal eine himmlische Erscheinung zu haben, wie der fromme Bruder Martin. Ich härmte mich und betete viel . . . oh, so viel . . . Ich wurde ganz blaß und mager . . . Da fragte mich eines

Tages Bruder Pankratius, als ich, ganz schwach vom vielen Beten, im Obstgarten lag, warum ich so schlecht aussehe. Und ich erzählte es ihm, weil er doch mein einziger Freund war. Also deinen Gott hast du immer noch nicht gefunden?“ murrte er. Dann faßte er meinen Arm, so stark, daß er schmerzte, und führte mich zu einem riesigen Birnbaum, der sein Liebling war. Den streichelte er, sah mich an und sagte: „Das ist Gott!“ Er warf die Arme von sich . . . so . . . deutete auf den Fluß, nach dem Himmel und wiederholte: „Das ist Gott!“ . . . Aber, sagte ich, das glaubten ja die alten Deutschen auch, und das waren Heiden! Da spuckte er aus, schwieg, spuckte nochmals und sagte dann ruhig: „Ja ha . . . das waren ganze Kerle!“ . . . So wurde ich immer älter. Aber die Worte des alten Pankratius



Wirkung der „Bife“ in Genf (1./2. Jan.). Der Gasandelaber als Monument.

konnte ich nicht vergessen. Und er konnte doch kein Heide sein, wenn er so gut war... Da kam ich in die Bibliothek. Ich freute mich darüber und las alles, mehr als gut war. Da fielen mir einige vergessene Bücher in die Hände. Und als ich sie gelesen, da glaubte ich plötzlich den alten Pankratius zu verstehen: „Gott war die mächtige, ewig gütige, ewig schaffende, ewig lebende Natur. Und der Mensch, der sie verstand, ganz verstand, war gottähnlich!“... Es faßten mich wilde Zweifel. Ich fastete, geißelte mich. Ich betete ganze Nächte durch, lag ganze Nächte auf den kalten Steinfliesen der Kirche und betete... betete... Aber Gott, unser Gott, zeigte sich nicht, sagte nichts, gar nichts... So wurde ich krank, sehr krank. Aber nachts, wenn es nun so dunkel ist und der Rheinfall weiß heraufschimmert, donnert und rauscht... immer... immer... da...“

„Schweigt!“ sagte Frau Barbara plötzlich hart.

Dann streichelte sie die heißen Wangen Hamanns, und ihre Augen waren feucht, als sie leise und sanft murmelte:

„Seht, das erste war so schön, so gut... Aber das zweite, das ist nicht gut... Nein, nein... Vergeßt das!“

In diesem Augenblicke kam der Troß der Knechte heim.

Sie hielten im äußern Schloßhofe. Man hörte das Knarren der Wagen, das Wiehern der Rosse, das Klirren des Geschirrs.

Nur der junge Urfar ritt in den innern Hof. Er sprang vom Pferde, mit flottem Schwung.

Dann kam er auf Frau Barbara zu und begann ehrerbietig:

„Die Leute in meinem Dorfe Urfar... oder Nohl... wie man auch sagt... Die Leute aus Guerm guten Dorfe Nohl haben heut den Maibaum eingebracht und wollen morgen das Maifest feiern. Ja—a. Und man bittet Euch durch mich, Herrin, Fest und Leute wie gewohnt durch Eure edle Gegenwart zu ehren... Und ich und Hilta... Versteht, Herrin... So—“

Er stockte und sah Frau Barbara, die jetzt ganz Herrin war, unsicher an.

Sie schaute auf Hamann, wiegte nachdenklich den Kopf und entschied:

„Sagt, daß wir kommen! Und Ihr und Hilta, auch ihr beide könnt gehen!“

Er dankte tief und ging ehrbar und langsam weg, obwohl ihm die Freude in den Gliedern juckte.

Auch die Herrin ging, um nach dem Rechten zu sehen.

(Fortsetzung folgt).

## Die Natur als Künstlerin.

Mit vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Während der Winterszeit haben wir oft Gelegenheit, das künstlerische Walten der Natur zu beobachten, wenn sie bei Frost die Fenster mit den wunderbarsten Blumendekorationen verzieht oder bei Tauwetter die herrlichsten Tropfsteingebilde nachahmt, und schließlich ist selbst die dem bloßen Auge so unscheinbare Schneeflocke ein feines künstlerisches Gebilde, das in der Vergrößerung die seltsamsten Formen zu erkennen gibt. Aber alle diese Erscheinungen sind so häufig, daß sie kaum beachtet werden, wenn sie nicht in außergewöhnlicher Weise auftreten und so in die Augen fallen. Einen hübschen Künstlerscherz hat sich die Natur zum Jahresanfang in Genf geleistet, wo die Ufer des Sees während mehrerer Tage im schönsten Schmucke erglänzten und einen Zierat zur Schau trugen, wie ihn Menschenhand nicht herzustellen imstande ist. Ein einziehender Föhn hätte sich keinen großartigen Straßenschmuck wünschen können, als ihn dort das Zusammenwirken von Sturm, Kälte und Wasser über Nacht hervorgezaubert hat. Wer längere Zeit in der fröhlichen Lemanstadt gelebt, kennt vielleicht auch die bössartige Bise, die einige Male im Jahr die untern Gestade des Sees heimsucht und jedesmal Spuren ihrer tückischen Tätigkeit zurückläßt. Macht sie den Menschen schon zur Sommerszeit bis ins Mark erschauern, so ist ihre Wirkung bei der strengen Winterkälte eine geradezu verderbliche. Am heftigsten seit vielen Jahren war das Wüten der Bise während der ersten Januartage, wo sie gleichzeitig mit einer heftigen Kälte auftrat, sodaß vom Sturm ans Land geworfene Wasserteilchen schon im Fluge oder am ersten ihnen begegnenden Hindernisse erstarrten, wodurch die wunderbaren Eisgebilde entstanden, deren wir einige im Bilde begeben.



Wirkung der „Bise“ in Genf (1./2. Jan.). Der Gasfandelaber als Monument.

Anton Krenn, Zürich.



## Die Zivilisierung der Indianer.

Mit vier Abbildungen.

Der Prozeß der Zivilisierung der indianischen Stämme in den Vereinigten Staaten von Nordamerika hat in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte gemacht. Die Versuche in dieser Richtung können nicht hoch genug geschätzt werden, da darin die einzige Möglichkeit liegt, die lieberbleibsel eines entschwindenden Volkes zu erhalten und sie zu nützlichen und fleißigen Bürgern zu machen. In diesem Bemühen, das sowohl vom ethnographischen Standpunkte als auch vom rein menschlichen ein gutes Werk ist, hat nichts sich so gut erwiesen als die Schulen, die nur den Zweck haben, indianische Kinder zu erziehen und auszubilden. Unter diesen ist besonders die Industrieschule zu Carlisle, Pennsylvania, markant hervorgetreten, da sie in der Umwandlung von jungen und halb-